

Sylvia Wage

Sorba

»Fass da nicht rein! Himmelherrgottnochmal!« Meine Mutter packt mich am Arm, reißt mich weg. »Wie oft soll ich dir ...« Ich lasse ihre Worte wie Regen auf mich fallen, kneife die Augen zu Schlitzeln und versuche durch das Kellerfenster zu spähen, einen Blick auf ihn zu erhaschen. Aber nichts. Weg ist er.

Mit Timotheus habe ich gewettet, dass ich mich traue. Ich durch das Gitter greife, die Hand ausstrecke. Der Einsatz (eine seiner albern Actionfiguren) interessiert mich nicht, aber die Demütigung der Übergabe hat ihren Reiz.

Beim Abendbrot klagt meine Mutter. Aber nicht über mich.

»In einem Wohngebiet«, sagt sie. »Einem Wohngebiet!«

Mein Vater rührt in den Nudeln. Sie sind aus Buchweizen und Tofu, dazu Möhren-Bambus-Hybriden und Spargel. Meine Mutter ist überzeugte Anhängerin des Functional Food.

»Kein Fleisch?«, fragt mein Vater.

»Dein LDL-Wert«, sagt meine Mutter, »und außerdem ist das hier ein Wohngebiet. Für junge Familien mit mindestens zwei Kindern! Begrünungsfaktor 2,3. Das kann doch nicht wahr sein!«

»Jeden Morgen trinke ich dieses scheußliche Zeug aus deinem vermaledeiten Mixer«, sagt mein Vater, »da werde ich doch abends ein Stück Fleisch ...«

»Hörst du mir überhaupt zu?«, fragt meine Mutter.

»Ja doch.«

Ich muss meinen Vater in Schutz nehmen, seit drei Wochen regt sich Mama (meist beim Abendbrot) darüber auf, dass die Nachbarn einen D-NAAB in Pflege genommen haben.

»Nur weil sie kein zweites Kind bekommen können und ihr Wohnrecht nicht verlieren wollen!«

Vater sagt: »Und wenn schon, ist doch ihr gutes Recht.«

Der Zentrale Gerichtshof stand vor einer schwerwiegenden Entscheidung; aufgrund der Uneinigkeit der Kommission für Genetik & Abstammungskunde folgte er schließlich dem Vorschlag des Ethikrats und beließ den Status der D-NAAB bei 'Mensch'. Die Menschenrechtsorganisationen klagen dagegen.

Das Thema hat Brisanz.

Weltweit gibt es inzwischen über zehntausend Fälle. Ungefähr 70 Prozent aller D-NAABs dämmern in einer Art Wachkoma vor sich hin, die restlichen leben fast ausschließlich in Heimen. Abgeschottet und fern von Wohngebieten. Niemand interessiert sich für sie, sie sind nur Träger einer Krankheit, für die es noch keine Heilung gibt.

Zumindest war es so gewesen. Für eine lange Zeit.

Dann spaltete der D-NAAB Tormulus Seo mit seinen Klauen den Schädel eines Pflegers und versuchte, folgt man der medialen Berichterstattung, sein Gehirn zu verspeisen.

Die Zeit der Menschenrechtsorganisationen war gekommen. Die Doppelhelix unserer DNA bestimmte die Nachrichten, die D-NAAB wurden sequenziert, analysiert, verglichen. Die Abweichungen seien eindeutig, D-NAAB also keine Menschen, und damit gehörten sie, wie alle Tiere, in artgerechte Haltung. Artgerecht und sicher.

»Tiger lässt man schließlich auch nicht frei im Wohngebiet rumlaufen«, sagt meine Mutter. »Und das hat nichts damit zu tun, dass man Tiger diskriminiert!«

Der Tiger, der seit drei Monaten ein Zimmer im vergitterten Keller des Nachbarhauses bewohnt (die Gitter, heißt es, seien zu seiner Sicherheit, nicht zu unserer) ist ein D-NAAB in meinem Alter. Er ist kleiner als ich, sein Körper ist mit feinem, tiefschwarzen Fell bedeckt; er huscht in geduckter Haltung hinter seinen Pflegeeltern her, die Augen sind leuchtend blau. An den Händen bilden sich bereits die charakteristischen Klauen.

»Kriegt der überhaupt was mit?«, fragt Frau Markmer am Samstagmorgen, als meine Schwester und ich Brötchen holen. Frau Markmer fragt sehr laut und betont deutlich.

»Ja, er *kriegt* alles mit«, sagt unser Nachbar, der den Schwarzfelligen an der Hand hält. Er spricht genauso betont deutlich, aber nicht ganz so laut.

»Und? Spricht es?«

»Nicht mit jedem.«

»Also wenn die immer so unfreundlich sind«, sagt Frau Markmer später zur Frau des Hautarztes, »dann werden die es hier nicht leicht haben. Ist schließlich eine Gegend für Familien!«

Mit der Entscheidung des Zentralen Gerichtshofs, D-NAAB als Menschen anzuerkennen, entstand die Forderung nach Integration. Zuerst entstanden Regeln für Unternehmen, Behörden, Vereine. Dann für Wohngebiete, Universitäten und Schulen. Praktisch spielen die Regularien keine Rolle, die Zahl der D-NAAB, für die eine Integrationsmaßnahme in Frage kommt, ist verschwindend gering.

Nur die Neugeborenen – die fast ausnahmslos zur Adoption freigegeben werden – für sie ist eine pauschale Unterbringung in Heimen rechtlich nicht mehr möglich. Sie müssen offiziell in einer Kartei als Pflegekinder geführt werden, und wer immer es will, kann sich ihrer annehmen.

Mit der Aufnahme eines D-NAAB als Pflegekind sind Privilegien verbunden. Nicht allein für die Familien, in denen sie leben, auch für die Schulen, die Wohngebiete ...

»Der neue Spielplatz«, sagt mein Vater, »ohne den kleinen Sonderling hätten wir den nicht.«

»Fein«, sagt meine Mutter. »Das tröstet dich sicher, wenn er die Schädel unserer Kinder spaltet.«

»Meinst du, das macht er?«, frage ich und verrate damit meine Anwesenheit und die meiner Schwester. Die tritt mich dafür. Schmerzhaft. Meine Mutter beißt sich ärgerlich auf die Lippen und kocht zum Abendessen etwas Gesundes.

»Weißt du, warum D-NAAB keine Eltern haben?«, fragt mich Timotheus.

»Nein?«

»Weil sie ihre Mütter nach der Geburt auffressen! Die Väter mögen fliehen, aber irgendwann sind sie auch dran. Die D-NAAB machen Jagd auf sie.«

Nach der Schule muss ich spielen. Lieber wäre ich in unserer Straße geblieben und hätte vorgegeben, meine Motorik mittels Barteball zu schulen – und dabei das Kellerfenster beobachtet. Aber meine Kognitionstests waren mies und das Lernoptimierungsprogramm hat ausgegeben, dass ich dringend spielen muss. Früher hat mir das Spaß gemacht, heute langweile ich mich in der Kabine. Der Monitor spuckt bunte Kreismonster aus, die mich animieren sollen. Doch der KoMeter zeigt meine miese Konzentration prompt an.

»Sie sollten in Erwägung ziehen, einen Psychologen aufzusuchen«, rät die Spielpädagogin meiner Mutter. »Es könnte ein Entwicklungsdefizit vorliegen.«

»Und alles nur«, klagt meine Mutter beim Abendessen (es gibt Multivitaminreis mit Brokkoli-Sellerie-Ringen), »weil er in Gedanken bei dem Ding ist!«

Eines muss man Mama lassen: sie kennt mich.

»Hrm«, macht mein Vater und schaut mich streng über den Tisch an. Er weiß, je mehr sie sich aufregt, umso gesünder kocht sie.

Es regnet. Ich sehe von meinen Aufgaben auf, aus dem Fenster. Draußen tobt der D-NAAB. Er hat kurze Hosen an, sonst nichts, das schwarze Fell schimmert nass. Er hüpfert, windet sich, springt. Wedelt mit den Armen. Die Leute machen einen Bogen um ihn. Drehen sich um, murmeln, schütteln die Köpfe – und er kreiselt, taumelt, springt.

Ich lasse mir eine Ausrede einfallen, schlüpfte in mein Regenzeug und renne auf die Straße. Starre ihn an. Er springt: höher als zuvor, dreht sich, seine Arme ausgebreitet und landet weich, federnd fast, nur um aufs Neue ins Taumeln zu verfallen.

»Was machst du da?«, frage ich ihn und bin erstaunt über meinen Mut. Er hält inne, lauscht geduckt und sagt: »Ich tanze.« Dann verschwindet er hinter dem Haus.

Meine Schwester hat gesehen, wie ich mit ihm gesprochen habe. Sie wird schweigen, unter der Bedingung, dass sich meine Testergebnisse deutlich verbessern werden. Damit Mama sich entspannt. Das sehe ich ein.

Der D-NAAB geht seit ein paar Wochen auf unsere Schule, er bekommt Förderunterricht. Manchmal sehe ich ihn morgens am Eingang. Er ist ein ganzes Stück gewachsen.

Timotheus mag nicht mehr mit mir wetten, seit erzählt wird, dass ich mit ihm rede. Die Klagen gegen den Zentralen Gerichtshof gehen weiter. Psychologen sollen das Nicht-Menschliche erforschen und belegen. Auf die allgemeine Besorgnis hin darf der D-NAAB die Schule nur noch durch den Nebeneingang betreten. Ihn ganz zu verweisen, hätte den Verlust der Zuwendungen zur Folge. Die Eltern fügen sich.

»Psst.«

Ich fahre herum, ich bin auf geradem Weg nach Hause gelaufen. In den Nebenstraßen ist es kühl und schattig. Hinter mir steht der D-NAAB.

Beinahe schreie ich.

Er legt den krallenbewehrten Finger an die Lippen und gibt mir ein Zeichen, dass ich ihm folgen soll. Ich bin hier aufgewachsen, aber er kennt Wege, die ich nie gegangen bin. Durch Löcher in Zäunen, durch Buschwerk, Nebeneingänge huschen wir davon, bis wir im Wald sind. Über eine Stunde im Trab. Ich werde zu spät nach Hause kommen.

Allerdings: ich bin mit einem D-NAAB unterwegs. Das Zuspätkommen dürfte mein kleinstes Problem sein.

»Wie heißt du?«, frage ich.

»Sorba«, sagt er. Seine Stimme hat eine eigenwillige Klangfarbe. Leicht metallisch.

»Was machen wir hier?«

»Ich will dir was zeigen.«

»Was denn?«

»Die Sterne.«

»Nachmittags um drei?«

»Blödsinn. Heute Nacht natürlich.«

»Heute? Nacht?«

»Traust du dich nicht? Dann bringe ich dich heim.«

»Klar traue ich mich. Nur? Was machen wir bis dahin?«

»Ich bringe dir das Tanzen bei.«

Und so tanzten wir unter dem Nachthimmel. Sprangen, schlugen um uns und heulten in die Nacht, mit jeder Drehung kamen die Sterne ein Stück näher, leuchteten heller und ließen uns und unsere Träume unbedeutend erscheinen. Wir tanzten, bis selbst Sorba außer Atem kam. Tanzten, bis die Füße schmerzten. Tanzten das letzte Mal.

»Wieso?«, frage ich ihn, als wir uns im Morgengrauen auf den Heimweg machen.

»Ich wollte mich verabschieden«, sagt Sorba. »Ich mochte dich gut leiden.«

Als er sich umdreht, kann ich sehen, dass er kein Mensch ist. Seine Augen erinnern mich an die Sterne.

Meine Mutter backt für mich Pfannkuchen. Vor Erleichterung. Sie hat meinen Vater davon abgehalten, mein Verschwinden den Behörden zu melden.

Vor dem Nachbarhaus hält ein schwarzer Bus und Sorba steigt ein. Meine Mutter sagt, die Menschenrechtsorganisationen hätten sich durchgesetzt, D-NAAB würden als Tiere eingestuft und entsprechend untergebracht. Doch sie freut sich nicht und sagt auch sonst nichts dazu. Weil sie mich kennt, weiß sie, dass ich weinen werde. Heulen wie ein Tier. Und sie wird mich im Arm halten und trösten.